

Dietmar Osses

Von der Seltersbude zum Telefonshop

Eine kleine Geschichte der Trinkhallen im Ruhrgebiet

Trinkhallen sind ein echtes Stück Ruhrgebiet. Rund 18.000 soll es von ihnen heute im Revier geben – so viele wie in keiner anderen Region Deutschlands¹. Doch nicht nur die reine Masse macht es: Die Trinkhallen im Ruhrgebiet sind ein lebendiger Ausdruck der Industriekultur und Zeichen der Gleichzeitigkeit von Kontinuität und Wandel. Sie haben darüber hinaus einen hohen Stellenwert für die lokale Versorgung in der Städtelandschaft Ruhrgebiet und eine nicht zu unterschätzende soziale Funktion in der Nachbarschaft.

Entstanden ist die Trinkhalle, auch Bude, Seltersbude, Büdchen oder Kiosk genannt, in der Hochphase der Industrialisierung. Die ersten Trinkhallen wurden Mitte des 19. Jahrhunderts in den Industriestädten Barmen, Düsseldorf und Aachen errichtet. Sie waren Vertriebsgeschäfte für den Straßenverkauf von Mineralwasser, aufgestellt von Mineralwasserherstellern aus dem Umland. Das Verkaufsinteresse der Mineralwasseranbieter traf sich dabei mit dem Bestreben der Bürgerschaft zur Hebung der „Volksgesundheit“. So galten Alkoholmissbrauch und Trunksucht unter den Arbeitern für die bürgerliche Gesellschaft als eine große Bedrohung für Ordnung und Moral.²

Tatsächlich war es noch zu Beginn der Industrialisierung in der Arbeiterschaft weit verbreitet, während der Pausen Branntwein oder Bier zu trinken. Manche Fabrikanten und Zechenbesitzer zahlten sogar einen Teil des Lohns in Alkohol aus. Dieser Alkoholkonsum ging auf die traditionellen Ernährungsweisen vor allem der ländlichen Bevölkerung zurück, für die lange Zeit der Alkoholkonsum einen wichtigen Teil der Kalorienzufuhr garantierte - und Hungergefühl und Elend erträglich machte. Mit der zunehmenden Mechanisierung der Betriebsabläufe in der Industrie und der Normierung der Arbeit war der Alkoholkonsum jedoch nicht vereinbar. Außerdem schürte das Zusammenleben der Menschen auf engstem Raum ohne die traditionellen sozialen Kontrollen in den Industriestädten die Angst vor dem Niedergang der Sitten, der drohte, durch Alkoholkonsum noch beschleunigt zu werden. Entsprechend versuchte die von breiten Kreisen der Bürgerschaft getragene Mäßigungsbewegung Ende des 19. Jahrhunderts, den Alkoholmissbrauch einzudämmen.

So stellten die Stadtväter in den Industriestädten bereitwillig günstige Grundstücke für den Betrieb von Trinkhallen zur Verfügung.³ Anfangs wurde das Mineralwasser als Heilwasser aus großen Kupferkesseln angeboten, was auch „dem kleinen Mann“ ermöglichen sollte, eine Heilkur zu machen, ohne einen Kurort aufsuchen zu müssen⁴.

Besonderer Wert wurde auf die äußere Gestaltung der Trinkhallen gelegt. Sie entsprach den Vorbildern der Pavillons und Gartenhäuser des Adels mit einer meist vier- oder achteckigen Grundform, offenen Seiten und aufwändigen Verzierungen. Die vom Berliner Architekten Martin Gropius 1859 entworfene Form wurde bald zum Vorbild für die Trinkhallen in Paris, Frankfurt, Hamburg, Bremen, Aachen und dem Ruhrgebiet.⁵ Vereinzelt wurden sie als architektonische Bereicherung des Stadtbilds gesehen: „Auch eine Trinkhalle kann einer Stadt zur Zierde gereichen. Das wird gewiß jeder empfinden, der die neue Halle betrachtet, welche Herr Josef Happ an der Dörpersberger Eisenbahnbrücke [...] hat errichten lassen. Die im Renaissance-

Stil gehaltene Halle [...] nimmt sich in ihrer vornehmen, sehr geschmackvollen architektonischen Ausführung überaus freundlich aus“; berichtete der Elberfelder Tägliche Anzeiger 1888.⁶ Und auch die Stadtverwaltung Dortmund sah bei den „Buden in gefälliger Form und Ausstattung zugleich eine Verschönerung der Plätze und eine Annehmlichkeit für die Bevölkerung“⁷.

Gefördert wurde die schnelle Verbreitung der Trinkhallen durch die Gewerbeordnung von 1869. Während für den Ausschank von alkoholischen Getränken eine aufwändige Schankerlaubnis einzuholen war, wurde bei einer „gewerbsmäßigen Verabreichung von Kaffee, Thee, Mineralwasser“ in den Trinkhallen auf dieses Verfahren verzichtet. Das entsprechend der Verordnung notwendige öffentliche Bedürfnis nach einer Trinkhalle galt in der Industrieregion Ruhrgebiet in der Regel als gegeben. So waren die rechtlichen Grundlagen für die rasche Entwicklung eines engen Netzes von Trinkhallen im Ruhrgebiet Ende des 19. Jahrhunderts gelegt.

Mit der Einführung der industriell abgefüllten Mineralwasserflaschen erreichten die Trinkhallen in den 1870er Jahren schließlich ihren Durchbruch⁸. Das Mineralwasser wurde nun beim Abfüllen mit Kohlensäure versetzt und erhielt damit eine prickelnde Frische. Meist stammte das Wasser aus der Seltersquelle im Taunus, die dem mit Kohlensäure versetzten Mineralwasser die Bezeichnung „Selterswasser“ verlieh. Im Ruhrgebiet ging die Bezeichnung schnell auf die Trinkhallen über, die nun oft „Seltersbuden“ genannt wurden. Weitere Zentren der Trinkhallenbewegung waren Berlin und Frankfurt, wo die Trinkhallen schlicht als „Wasserhäuschen“ bezeichnet wurden.

Die gläsernen Mineralwasserflaschen für den Einzelverkauf waren mit einem speziellen Verschluss versehen, der die Kohlensäure zuverlässig im Getränk beließ: Eine Kugel im Inneren der Flasche wurde durch den Druck der Kohlensäure gegen den Flaschenhals gedrückt und sorgte so für den luftdichten Verschluss. Noch bis weit in das 20. Jahrhundert hinein prägten diese Flaschen mit ihren „Knickern“, den murmelartigen Glaskugeln im Flaschenhals, das Bild der Trinkhallen und verliehen dem Mineralwasser den Spitznamen „Knickerwasser“.

Im Ruhrgebiet waren zur Jahrhundertwende über 600 Trinkhallen in Betrieb, die ausschließlich alkoholfreie Getränke anboten. Der Versuch der „Gesellschaft für Milchausschank in Rheinland und Westfalen GmbH“, sich mit speziellen Milchausschankbetrieben zu etablieren, scheiterte hingegen. Ruhrgebietsweit betrug der Anteil der Milchbuden weniger als 5%.⁹

Das Geschäftsfeld der Trinkhallen teilten sich einige Großunternehmer wie Peter Klein aus Düsseldorf mit 35 Trinkhallen im Bergischen, Theodor Kupper mit 31 Trinkhallen im Raum Duisburg, Franz Wiehe mit zahlreichen Buden im Raum Essen oder der Fabrikant Märtens mit 9 Trinkhallen auf öffentlichen Plätzen in Dortmund¹⁰. Daneben traten die Trinkhallen, die von Vereinen aus der Mäßigkeitsbewegung wie dem „Deutschen Verein gegen den Missbrauch geistiger Getränke“ getragen wurden. Und auch Kommunen wie die Stadt Essen entdeckten die Trinkhallen als für die Gesundheit und Wirtschaft förderliche Einnahmequelle und verpachteten stadteigenen Buden. Schließlich betrieben viele Zechen und große Industriebetriebe wie die Krupp'schen Werke in Essen eigene Trinkhallen, die mit ihrem alkoholfreien Angebot auch als ein Beitrag zur Unfallverhütung verstanden wurden.

Trinkhallen fanden sich im Revier Ende des 19. Jahrhunderts fast überall: in den Arbeitervierteln, an Bahnhöfen, vor den Toren der Zechen und Hüttenwerke und oft auch auf den Werksgeländen. Sie kamen nicht nur dem Mäßigkeitsinteresse entgegen, sondern auch den spezifischen Bedürfnissen der Arbeiterschaft: Die auf

dem Arbeitsweg und direkt an der Arbeitsstätte gelegenen Trinkhallen boten die Möglichkeit, sich auf dem Wege zur oder von der Arbeit eine Stärkung mitzunehmen, was besonders für die vielen allein stehenden jüngeren Arbeiter attraktiv war. Außerdem ermöglichten sie das zwanglose, beiläufige Zusammentreffen in geselliger Runde in der Öffentlichkeit, ohne eine möglicherweise schlecht beleumundete oder politisch verdächtige Gastwirtschaft aufsuchen zu müssen.

Damit traten die Trinkhallen jedoch in direkte Konkurrenz zu den Schankwirtschaften und Kneipen, die sich - ebenfalls nahe der Arbeitsstätten gelegen – um die Arbeiter als lukrativen Kundenstamm bemühten. Klagen und Konflikte zwischen Wirten und Trinkhallenbetreibern waren an der Tagesordnung.

Das Warenangebot der Trinkhallen erweiterte sich zunehmend. Immer mehr Buden beschränkten sich nicht mehr nur auf den Ausschank von alkoholfreien Getränken, sondern boten auch kleine Speisen wie eingelegte Gurken oder Heringe an. Außerdem erweiterten Zeitungen das Sortiment. So entwickelte sich aus der ehemaligen Verkaufsstation der Mineralwasserhersteller Ende des 19. Jahrhunderts ein Kleinstgeschäft für alle Dinge des täglichen Bedarfs, die aus Konzessionsgründen nur in geringen Mengen und für den sofortigen Gebrauch angeboten werden durften. Entsprechend änderte sich auch die Betreiberschaft der Trinkhallen: Oft beantragten Bergmannswitwen oder Versehrte die Konzession zum Betrieb einer Bude, um mit dem Ertrag das Einkommen der Familie zu sichern.

Dieser sozialökonomische Aspekt der Trinkhallen als Zusatzverdienstmöglichkeit rückte besonders nach dem Ersten Weltkrieg in den Vordergrund, als zahlreiche Kriegsbeschädigte oder Hinterbliebene versuchten, mit dem Betrieb einer Bude ihre Rente aufzubessern. So stellte der Hamborner Bürgermeister 1922 fest: „Die Inhaber der Trinkhallen sind hier in den meisten Fällen Kriegsbeschädigte oder sonstige hilfsbedürftige Personen. Würde eine strengere Handhabung der Bestimmungen eintreten, so wäre der größte Teil nicht existenzfähig und müsste dann die Unterstützung dieser Personen aus Wohlfahrtsmitteln erfolgen.“¹¹

Ähnlich zeigte sich die Situation auch nach dem Zweiten Weltkrieg. Mit der Währungsreform 1948 füllten sich nicht nur die Warenangebote in den Einkaufsläden, sondern entstanden auch wieder zahlreiche Buden, zunächst als improvisierte Verkaufsstände, die den heimlichen Straßenhandel der Schwarzmarktzeit ablösten. Betrieben wurden sie oft von Kriegerwitwen oder Kriegsversehrten. „Die soziale Lage spielte also in den Jahren nach dem Zweiten Weltkrieg bei der Konzessionserteilung eine wichtige Rolle“¹².

In den Zeiten des „Wirtschaftswunders“ wurden viele neue Trinkhallen im typisch modernen Stil der 1950er Jahre errichtet, oft als imposante freistehende Gebäude mit weit geschwungenem Vordach.¹³ Ein neuerlicher Boom der Trinkhallen setzte ein, der um 1960 seinen Höhepunkt erreichte¹⁴.

Mit wachsendem Wohlstand änderte sich auch das Warenangebot der Kioske: Neben einer großen Auswahl an Zeitschriften machten nun Zigaretten und Süßigkeiten einen Großteil des Angebots aus. Dabei setzten viele Trinkhallenbetreiber auf moderne Markenwaren, die aus der amerikanischen Leitkultur oder der aufstrebenden deutschen Wirtschaft stammten, und fortan das Angebot der Kioske wie auch ihre besondere Atmosphäre prägten: „Zahlreiche Produkte, die noch heute die Warenpalette ausmachen, sind gerade in dieser Zeit populär geworden. Mit dem Angebot von Süß- oder Tabakwaren an der Straßenecke trug der Kiosk in den fünfziger Jahren zur Demokratisierung von Genuss bei.“¹⁵

Mit der ersten Bergbaukrise 1958 setzte ein Zyklus von Wirtschaftskrisen ein, der bis Ende der 1980er Jahren den weitgehenden Rückzug der Schwerindustrie aus dem Ruhrgebiete brachte: Zechen, Eisenhütten und Stahlwerke wurden stillgelegt, zehntausende von Massenarbeitsplätzen gingen verloren. Entsprechend verloren die an den Werken und Haltestellen gelegenen Trinkhallen einen großen Teil der Kundschaft. Viele von ihnen mussten schließen. Die Trinkhallen in den Bergwerkskolonien und Werkssiedlungen konnten sich jedoch meist behaupten. Nachdem die traditionellen kleinen Lebensmittelgeschäfte, die so genannten Tante Emma-Läden, seit den 1960er Jahren zunehmend zentralen Supermarktketten gewichen waren, füllten die Trinkhallen mit ihrem Angebot an alltäglichen Produkten diese Versorgungslücke vor Ort aus.

Die gesetzlichen Regelungen über den Ladenschluss vom 28. November 1956 sicherten darüber hinaus die Marktnische der Trinkhallen: Für herkömmliche Geschäfte galt eine maximale Öffnungszeit von 7 Uhr bis 18:30 Uhr, samstags bis 14 Uhr. Trinkhallen konnten hingegen Artikel des täglichen Gebrauchs und Reisebedarf auch außerhalb dieser Zeiten verkaufen. Bis Ende 1996 hatte das Ladenschlussgesetz bestand, danach wurden die Öffnungszeiten schrittweise liberalisiert, bis sie 2006 in die Zuständigkeit der Bundesländer überführt wurden. Heute ermöglichen fast alle Bundesländer Öffnungszeiten rund um die Uhr an sechs Tagen der Woche.

Damit haben die Trinkhallen einen wesentlichen Wettbewerbsvorteil verloren. Tatsächlich geraten sie zunehmend unter Konkurrenzdruck durch Supermärkte, vor allem aber durch Tankstellenshops, die mit einem immer breiter werdenden Sortiment und modernen Verkaufsräumen die Kundschaft anlocken.

Mit dem Anschluss an Kioskketten mit Franchising-System, Verlängerung der Öffnungszeiten rund um die Uhr oder der Einrichtung von neuen Leistungsangeboten wie Internetterminals und günstigen Telefonierangeboten versuchen einige Trinkhallen, sich am Markt zu behaupten. Ähnlich wie Ende des 19. Jahrhunderts arbeiten viele Buden, vor allem von Betreibern aus Zuwandererfamilien, zudem als reine Familienbetriebe, bei denen fast alle Familienmitglieder aushelfen.

Viele alt eingesessene Trinkhallen in den Siedlungen haben dagegen einen entscheidenden Vorteil, der sie bislang am Leben hält: Hier erfüllen die Buden über den reinen Verkauf hinaus eine wichtige soziale Funktion im unmittelbaren Lebensumfeld und vermitteln ein ursprüngliches und einzigartiges Käuferlebnis. Mit der oft chaotisch wirkenden und lebenspraktisch improvisierten Ordnung des Verkaufsraums, handgeschriebenen Hinweisschildern und teilweise noch selbst gemachten Speisen zeigen sie ein ungeschminktes Bild des Alltags, jenseits von den optimierten und uniformen Warenangeboten der Handelsketten.

Dabei scheinen sie oft geradezu widerständig gegen Schnelllebigkeit und perfektionistische Modetrends zu sein. „Der Kiosk bleibt ein paradoxer Ort. All den einschneidenden Umbaumaßnahmen von Stadtraum und Gesellschaft, dem Übergang von einer modernen Industriegesellschaft hin zur postindustriellen Spätmoderne steht er scheinbar unverrückbar gegenüber.“¹⁶

In vielen selbständigen, nicht an Ketten angeschlossene Buden scheint die Zeit still zu stehen. Hier wird oft jahrelang improvisiert statt modernisiert, und auch das Warensortiment scheint sich im Laufe der Jahre nur wenig zu ändern. Möglicherweise ist dies ein Grund für eine zunehmend nostalgische Wahrnehmung der Trinkhallen in der Bevölkerung.

Vor allem sind die Trinkhallen jedoch ein unverbindlicher Treffpunkt in der Öffentlichkeit und sozialer Mittelpunkt der Nachbarschaft. Hier setzen Kinder ihr Taschengeld für Süßigkeiten, Sammelbilder oder kleine Spielzeuge um, kaufen sich Jugendliche Zeitschriften und ihr „erstes“ Bier, versorgen sich Arbeiter und Angestellte nach Feierabend mit dem Notwendigsten und treffen sich die Älteren zum täglichen Plausch. „Die Trinkhalle nämlich ist Treffpunkt, häufig einziger Kontakt alleinstehender Viertelbewohner zur Um- und Außenwelt, ‚Klöncke‘, Zeitvertreib und [...] ein schier unerschütterlicher ‚Felsen‘ in unruhigen sozialen und wirtschaftlichen Zeichen.“¹⁷ Diese Eigenschaft scheint die Trinkhalle für ihre Kunde so bedeutsam zu machen: „Es wird geredet, und das brauchen Menschen offenbar. Manche Oma geht dann auch schon dreimal am Tag zur Bude. Trinkhallen sind also wichtig. Sie sind aus dem Ruhrgebiet auch kaum wegzudenken.“¹⁸

Denkmalpflege und Kulturschaffende haben diese zentrale Bedeutung erkannt. So sind Trinkhallen seit mehreren Jahren Themen für Ausstellungen und Forschung, haben Buden und entsprechende Sammlungen Einzug in die Museen gehalten, und in fast allen größeren Städten des Ruhrgebiets wurden eine oder mehrere Trinkhallen unter Denkmalschutz gestellt¹⁹. Sie werden als bauliche Zeugnisse der Nahversorgung erhalten, die für die Geschichte der Menschen bedeutsam sind und die regionaltypische Lösung einer Bauaufgabe in einer Arbeiterregion dokumentieren.²⁰

In Dortmund, der Stadt, die weithin als „Trinkhallenmetropole“²¹ gilt, hat sich im Umfeld des städtischen „Museum am Ostwall“ aus einem Kunstprojekt zur Fußballweltmeisterschaft 2006 der „1. Kioskclub Museum am Ostwall 06 e.V.“ gegründet. Der Verein hat sich zum Ziel gesetzt, den „Bautypus des Kiosks, der mit der Entwicklung der Städte zu Großstädten und der Industrialisierung im 19. Jahrhundert verbunden ist, zu erforschen, zu dokumentieren und die Ergebnisse der Allgemeinheit zugänglich zu machen“²². Außerdem soll ein Netzwerk geschaffen werden, dass die Forschungen und den künstlerischen Umgang mit den Trinkhallen sowie den Austausch darüber bündelt und fördert.

Von kultureller Seite her wird also einiges für die Erforschung der Trinkhallen als kulturelles Phänomen getan. Ob die Buden als lokale Kleinläden mit unverwechselbarem Charme und wichtiger sozialer Funktion in der Nachbarschaft erhalten bleiben, entscheiden aber nicht zuletzt die Kunden und die Betreiber, die einen erheblichen Teil ihrer Zeit für den „Full-Time-Job“ in der Trinkhalle aufwenden müssen.

¹ Der Kommunalverband Ruhrgebiet gab diese Anzahl für das Jahr 1998 an. Statistisch ist die Anzahl der Trinkhallen schwer zu erfassen, da die klare Trennung von reinen Trinkhallen, Kiosken und ähnlichen Verkaufsgeschäften heute in der Datenerhebung nicht mehr getroffen wird. Vgl. Delia Bösch: Gesucht und gefunden: die schönsten Trinkhallen des Ruhrgebiets. In: Standorte. Jahrbuch Ruhrgebiet 1999/2000. Hg. vom Kommunalverband Ruhrgebiet. Essen 2000, S. 438-441, hier S. 438; Berthold Heizmann: Trinkhallen im Ruhrgebiet - Geschichte und Geschichten. In: Jan-Pieter Barbian / Ludger Heid (Hg.): Die Entdeckung des Ruhrgebiets. Das Ruhrgebiet in Nordrhein-Westfalen 1946-1996. Essen 1997, S. 534-546, hier S. 544; Kult Klappen. Wo die Industrie und Schichtarbeit das Stadtleben bestimmen. In: Xello. Das Magazin Hamburg Süd, 2004, Nr. 1., S. 14-15; hier S. 14 sowie Gabriele Harzheim: Brot, Korn und Bier (= Route Industriekultur, Themenroute 21). Hg. vom Kommunalverband Ruhrgebiet. Essen 2001

² Zu Alkoholkonsum und Mäßigkeitsbewegung vgl. Manfred Hübner: Zwischen Alkohol und Abstinenz. Trinksitten und Alkoholfrage im deutschen Proletariat bis 1914. Berlin 1988; James S. Robert : Der Alkoholismus deutscher Arbeiter im 19. Jahrhundert, in: Geschichte und Gesellschaft 1980, S.220-242.

³ Vgl. Ulrich Hatzfeld: Trinkhallen - von innen und außen betrachtet. Dortmund 1985, S. 6; Berthold Heizmann: Trinkhallen. Versuch einer volkskundlich-historischen Annäherung an die Alltagskultur. In: Volkskultur an Rhein und Maas, 1989, S. 16-24; Elisabeth Naumann: Kiosk. Entdeckungen an einem alltäglichen Ort. Vom Lustpavillon zum kleinen Konsumtempel. Marburg 2003, S. 38.

⁴ Vgl. Heizmann (wie Anm. 1), S. 436, Naumann (wie Anm. 3), S. 36f.

⁵ Naumann (wie Anm. 3), S.34

⁶ Elberfelder Täglicher Anzeiger, 10. Mai 1888. Zitiert nach Gabriele Sieg: Seit hundert Jahren geh'n wir anne Bude. Zur Geschichte der Trinkhallen. In: Freie Presse. Das Mülheimer Stadtmagazin, S. 12-16, S. 12.

⁷ Bericht über den Stand und die Verwaltung der Gemeindeangelegenheiten der Stadt Dortmund, Dortmund 1889, S. 59.

⁸ Siehe dazu Hans-Jürgen Teuteberg: Vom „Gesundbrunnen“ in Kurbädern zur modernen Mineralwasserproduktion. In: Rolf Walter (Hg.): Geschichte des Konsums. Erträge der 20. Arbeitstagung der Gesellschaft für Sozial- und Wirtschaftsgeschichte, Stuttgart 2004, S. 123-158.

⁹ Heizmann (wie Anm. 1), S. 537.

¹⁰ Vgl. Sieg (wie Anm. 6), S. 13; Bericht Dortmund (wie Anm. 7), S. 59.

¹¹ Schreiben an den Regierungspräsidenten vom 10. April 1922, Hauptstaatsarchiv Reg. Düsseldorf, 45791. Zitiert nach Naumann (wie Anm. 3), S. 89. Vgl. dazu auch das Beispiel der von der Bergmannswitwe Anna Jaeger gegründeten Trinkhalle in dem Beitrag von Anne Overbeck in diesem Band.

¹² Heizmann (wie Anm. 1), S. 543. Vgl. zu den Trinkhallen der Nachkriegszeit auch Julia Franke: Markenzeichen Straßenkiosk - Die Delmenhorster Kioskultur. In: Julia Franke / Clemens Niedenthal: KioskKultur - Der Ort der Dinge. Die Menschen. Delmenhorst 2004, S. 13-24, S. 20f.; Naumann (wie Anm. 3), S. 47ff.

¹³ Beispiele dazu liefert Wilfried Hofmann: Triumph der kleinen Form. Architektonische Gestalt. In: Sybille Fuhrmann / Wilfried Hofmann / Uwe Ruprecht / Leonore Poth: Kiosk. Ein beiläufiger Ort. (= Archiv des Alltags 7), Dortmund 1997, S.19-25, S. 20ff. sowie Hermann Sturm: Alltagsarchitektur. Dargestellt am Beispiel Buden. In: Werk und Zeit. Hg. vom Deutschen Werkbund, 1981, Bd. 2, H. 6., S. 1-3.

¹⁴ So verzeichneten die Adressbücher der Städte Dortmund und Bochum um 1960 den Höchststand von 457 bzw. 305 Einträge zu Trinkhallen.

¹⁵ Franke (wie Anm. 12), S. 21.

¹⁶ Clemens Niedenthal: Eine Ästhetik des Alltags - Von gestalteten Orten und benutzten Räumen. In: Julia Franke / Clemens Niedenthal: KioskKultur - Der Ort der Dinge. Die Menschen. Delmenhorst 2004, S. 40-51, S. 44

¹⁷ Heizmann(wie Anm. 3), S. 545. Siehe auch Wilfried Hofmann: Draußen kaufen. Geschichte der Trinkhalle. In: Sybille Fuhrmann / Wilfried Hofmann / Uwe Ruprecht / Leonore Poth: Kiosk. Ein beiläufiger Ort. (= Archiv des Alltags 7), Dortmund 1997, S. 7-15, S. 14f. sowie Oliver Kist. Gesellschaftliche Funktion von Trinkhallen. Frankfurt 2003.

¹⁸ Hatzfeld (wie Anm. 3), S. 18.

¹⁹ So hat das Stadtmuseum Duisburg einen größeren Sammlungsbestand zur Trinkhallenkultur; das Heimatmuseum Wanne-Eickel hat eine Trinkhallen in ihren Beständen und das LWL-Industriemuseum verfügt über zwei Trinkhallen im Sammlungsbestand.

²⁰ Begründung zur Aufnahme der Trinkhalle Castroper Hellweg 365 in die Denkmalliste vom 16.Dezember 1996, Denkmalliste Stadt Bochum A412; Anlage zum Bescheid über die Eintragung des Kiosk auf dem Wrangelplatz in die Denkmalliste der Stadt Dortmund vom 4. Juli 2008. Sie auch: Die Bude ist so alt wie das Revier oder: Für 10 Pfennig Klümpkes in zwei Tüten. In: Theodor Droste / Gerd

Kievelitz / Ilse Kievelitz u.a.: Gerthe. Was die Steine uns erzählen. Ein heimatkundliches Lesebuch. Bochum 2000, S. 113-121

²¹ Franke (wie Anm. 12), S. 14.

²² Vereinssatzung des 1. Kioskclub Museum am Ostwall 06 vom 6. September 2007